

Ruth Großmaß

„Man wird nicht als Frau (oder Mann) geboren, man wird es“¹

Oder: Was heißt „soziale Konstruktion“?

(veröffentlicht in: *alice* 10/2005, 42-47)

Wenn in den Sozialwissenschaften heute von sozialer Differenz oder „diversity“ die Rede ist, dann geht es in der Regel um Unterschiede, die sich zwischen Personen ausmachen lassen – wobei allerdings nicht alle Unterschiede bedeutend werden, die sich zwischen Menschen feststellen lassen. Nicht gemeint sind z.B. die individuellen Eigenarten, die besonderen Begabungen oder Schwächen, durch die wir uns als Einzelpersonen voneinander unterscheiden; nicht gemeint ist auch das breite Spektrum schulischer oder beruflicher Qualifikationen, über das wir uns je unterschiedlich gesellschaftlich nützlich machen und zugleich unseren Lebensunterhalt bestreiten. Gemeint sind in dieser Debatte eher solche Differenzen, die als primordial² gelten, wie die nach Geschlecht, Alter oder ethnischer Herkunft. Es geht dabei um Merkmale und Eigenschaften, in denen sich elementare Lebenserfahrungen und –prozesse spiegeln, in der Philosophie würde man von anthropologischen Grunderfahrungen (geboren werden und sterben, Erfahrung von Transzendenz, Erleben von Fremdheit) sprechen. Nun basieren die gesellschaftlichen Institutionen und Funktionsbereiche modernen Gesellschaften zwar nicht mehr auf primordialen Verhältnissen und Beziehungen; die damit verbundenen Unterscheidungen und Zuschreibungen sind jedoch weder verschwunden noch unbedeutend geworden. Es hat sich vielmehr ihr Status verändert: Die Merkmale Geschlecht, Alter und ethnischer Herkunft haben sich von den Beziehungsnetzen der Sippe, des Dorfes und der Kultgemeinschaft abgelöst und werden nun auf einzelne Personen bezogen³; sie werden individuell erlebt und körpernah wahrgenommen. Dennoch aber transportieren diese Merkmale nach wie vor die Bedeutung von gesellschaftlichen Ordnungskriterien⁴. Es ist dieser Doppelcharakter, der den Umgang mit diesen Kategorien so schwierig macht.

Eine gravierende Schwierigkeit, die mit diesen Kategorien verbunden ist, liegt in der scheinbaren Natürlichkeit der den Personen zugeordneten Merkmale: Geschlechterdifferenzen, unterschiedliche Lebensalter und unterschiedliche ethnische Zugehörigkeiten haben, wenn sie innerhalb moderner pluralistischer Gesellschaften bedeutsam werden, nichts Naturhaftes mehr an sich, sondern sind durch und durch kulturell gestaltet und durch Sozialisationsprozesse hergestellt⁵. Dennoch führen die Körpernähe der Merkmale, an der sich die Differenz jeweils

¹ „On ne naît pas femme, on le devient“ – heißt das berühmte (immer wieder unterschiedlich verwendete) Zitat von Simone de Beauvoir im Original.

² Der Begriff „primordial“ wird in Soziologie und Ethnologie verwendet, um soziale Sachverhalte zu bezeichnen, die sehr elementar sind und sich in der einen oder anderen Form in allen Gemeinschaften/ Gesellschaften finden lassen.

³ Dabei handelt es sich um Effekte derselben Modernisierungsprozesse, die in der Soziologie unter dem Stichwort „Individualisierung“ diskutiert werden.

⁴ Nicht zufällig finden sich die meisten dieser Differenzen auch als „Merkmale“ in demografischen Statistiken.

⁵ Zumindest für die Kategorien ‚Geschlecht‘ und ‚Alter‘ wird sich an dieser Stelle bei einigen Lesern Widerspruch regen: Haben nicht beide Kategorien körperliche Prozesse und anatomische Unterschiede zur Grundlage? Sind sie nicht biologisch verursacht und deshalb sehr wohl natürlich? – Richtig an diesen Einwendungen ist, dass es körperliche Alterungsprozesse gibt (die allerdings inzwischen auch sehr stark kulturabhängig sind) und dass wir die Geschlechterdifferenz mit den anatomischen Unterschieden der beiden Reproduktionsgeschlechter in Verbindung bringen. Doch keine der Bedeutungen, die wir dem Geschlecht heute geben, keine der Interpretatio-

festmacht, sowie die Tatsache, dass sich die Individuen z.T. auch mit diesen Zuschreibungen identifizieren (können), dazu, dass die so hergestellten Unterscheidungen im Alltagsleben oft den Charakter des Natürlichen haben und als selbstverständlich zur Person gehörig wahrgenommen werden. An der „diversity“, die kürzlich im Zusammenhang mit dem Antidiskriminierungsgesetz diskutiert worden ist, lässt sich diese Ambivalenz gut verdeutlichen: Alter, Behinderung, religiöse Zugehörigkeit, Hautfarbe, ethnische und soziale Herkunft, Geschlecht, sexuelle Orientierung– in diesem Katalog von Differenzen finden sich lauter Attribute, die man problemlos mit konkreten Personen in Verbindung bringen kann. Wir alle kennen Männer und Frauen, Gesunde und chronisch Kranke, Jugendliche und Senioren, Urberliner oder solche mit Migrationshintergrund, Muslime und Christen, weiße und dunkelhäutige Menschen, Arme und Wohlhabende, Schwule und Heteros. Wir alle haben Bilder im Kopf⁶ – aus unserem eigenen Lebensumfeld oder aus den Medien – durch die wir konkrete Einzelpersonen sicher mit diesen Beschreibungen verknüpfen können. Die Selbstverständlichkeit, mit der wir solche Zuordnungen vornehmen, und die Natürlichkeit, mit der das jeweilige Merkmal dann auch zu der Person gehört, an die wir denken, wirken zunächst einmal harmlos. Sie sind es aber nicht. Wir nehmen mit diesen Bildern, in die sich auch Stereotype und Vorurteile mischen, Zuschreibungen vor und da dieselben Merkmale zugleich auch gesellschaftliche Ordnungskriterien darstellen, bleiben solche Zuschreibungen nicht folgenlos, sondern verleihen gesellschaftlichen Hierarchisierungen und Ausschlüssen Plausibilität. Für moderne Demokratien sind solche Naturalisierungen ausgesprochen problematisch, da sie zu Ungerechtigkeiten führen und eine angemessene Beteiligung aller Gesellschaftsmitglieder an Kultur, Politik und Erwerbsleben in Frage stellen. Aus „Unterschieden, die keinen Unterschied machen“⁷ sollen, werden Diskriminierungsmerkmale, über die sich in vielen Alltagssituationen und Institutionen Machtverhältnisse Wirksamkeit verschaffen.⁸

Diese Problematik ist im Alltag oft verdeckt, wissenschaftlich aber inzwischen ausreichend durch Analysen und Studien untersucht. Zumindest im sozialwissenschaftlichen Kontext wird daher heute auch nicht mehr naiv mit den entsprechenden Kategorien umgegangen. So ist der Begriff ‚Geschlecht‘ bzw. ‚Gender‘⁹ inzwischen mit dem gesamten Wissen verknüpft, das die

nen von ‚Alter‘, die heute diskutiert werden, ergeben sich unmittelbar auch diesen anatomisch-körperlichen Tatbeständen. Es ist eher umgekehrt so, dass gerade die (feste) Verknüpfung von Kategorien wie ‚Geschlecht‘ und ‚Alter‘ mit physiologischen Tatbeständen das Auffüllen mit sehr unterschiedlichen Bedeutungen ermöglicht. S. dazu weiter unten.

⁶ Diese Bilder sind natürlich nicht identisch, sondern je nach eigener sozialer Position und individueller Lebensumwelt unterschiedlich. Und in dieser Unterschiedlichkeit wirken sie zugleich als Abgrenzungsmechanismen. Vgl. Pierre Bourdieu, *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt 2001, S. 193-204; Sighard Neckel, *Die Macht der Unterscheidung. Essays zur Kulturosoziologie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt 2000.

⁷ Diese Formulierung lehnt sich an die Systemtheorie Luhmannscher Prägung an, in der davon ausgegangen wird, dass in modernen Gesellschaften „die Inklusionsbedingungen an funktionseigenen Gesichtspunkten und nicht an funktionssystemexternen Merkmalen wie sozialer Schicht, Geschlecht und (mit Einschränkungen) Alter ausgerichtet“ (Christine Weinbach, *Systemtheorie und Gender. Das Geschlecht im Netz der Systeme*. Wiesbaden 2004, S. 9) sind. Diese systemtheoretische Einschätzung stimmt meiner Meinung nach nicht ganz (man denke an Systeme wie das Militär, das Versicherungswesen und, sicher weniger bedeutsam, die Burschenschaften, wo Alter und Geschlecht durchaus Exklusionsmerkmale sind), sie ist aber insofern hilfreich, als die Egalisierungstendenzen, die von zentralen gesellschaftlichen Bereich ausgehen, angemessen beschrieben werden können, ohne die Unterscheidung selbst leugnen zu müssen.

⁸ Dieses Paradox – dass körperbezogene Unterschiede zwischen Menschen einerseits (im Vergleich zu den Jahrhunderten vorher) bedeutungslos geworden sind, andererseits aber quasi hinter dem Rücken der modernen Gesellschaftsordnungen nach wie vor (in manchen Bereichen auch zunehmend) eine große Rolle spielen, nicht nur in den harmlos daherkommenden Bildern der Werbung, sondern auch in politischen Diskursen und in gesellschaftlichen Hierarchien – hat Christina von Braun eindrucksvoll aufgezeigt. Vgl. *Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht*. Zürich 2001; darin bes. S.435-519; Zus. m. Eva-Maria Ziege (Hg.) *Das bewegliche Vorurteil. Aspekte des Internationalen Antisemitismus*, Würzburg, Herbst 2004, darin bes. S. 11-42

⁹ Die im Englischen auch sprachlich leichter abzubildende begriffliche Unterscheidung zwischen ‚sex‘ (= anatomisches Geschlecht) und ‚gender‘ (=soziokulturelles Geschlecht) gehört von heute aus gesehen zu den wich-

zweite Frauenbewegung und die dadurch angestoßene Geschlechterforschung über Ungleichheits- und Abhängigkeitsverhältnisse zu Tage gefördert hat¹⁰; ‚Behinderung‘ bzw. chronische Krankheit verweist auf die Kritik an Ausgrenzungsprozessen und die Forderungen nach Integration und Beteiligung, die durch die Selbsthilfebewegungen zum Thema gemacht und dann sozialwissenschaftlich untersucht worden sind¹¹; mit ‚ethnischer bzw. kultureller Herkunft‘ verbinden wir die ganze Diskussion um Interkulturalität¹²; mit ‚Hautfarbe‘ die Rassismusdebatte¹³ und mit ‚Alter‘ die Kontroverse um das Methusalem-Komplott¹⁴. Diese Diskurse haben vielfältige Erkenntnisse und – damit verbunden – Veränderungsimpulse hervorgebracht, sie haben politische Initiativen begleitet und neue Forschungen ausgelöst. Erstaunlicherweise hat das auf diese Weise produzierte Wissen jedoch nicht wirklich aufklärerisch gewirkt. Stereotype und Vorurteile sind nicht verschwunden; die Bilder, mit denen diese Unterscheidungen im Alltagsleben wie in den Medien, in Theater wie in der Kunst auf Personen bezogen werden, bleiben auf eine merkwürdige Art von den inzwischen vorliegenden Erkenntnissen unberührt.

Dass dies so ist, hat mit einem bereits angesprochenen Sachverhalt zu tun: Die wissenschaftlich sorgfältig untersuchten und kritisierten Zuschreibungen fungieren in der gesellschaftlichen Realität gleichzeitig als Beschreibungsmerkmale für Personen und als gesellschaftliche Ordnungskategorien. Die Personenmerkmale und die gesellschaftlichen Ordnungskategorien gehen dabei eine komplexe Verbindung ein, die ihnen Kontinuität sichert und sich zugleich durch große Flexibilität auszeichnet.

Für die Kategorie Geschlecht bzw. Gender möchte ich diese spezifische Verbindung in den folgenden Überlegungen sichtbar machen.

Erlauben wir uns ein Gedankenexperiment! – Stellen wir uns ein in unsere Gesellschaft hineingeborenes Kind vor und nehmen wir einmal an, es habe keine intrinsische Motivation weiblich oder männlich zu sein, sondern sei ausschließlich daran interessiert, groß zu werden und halbwegs in dieser Welt zurechtzukommen¹⁵. Was geschieht?

Unmittelbar nach der Geburt wird ein dazu berechtigter Arzt eine Geburtsbescheinigung ausstellen, auf der – dem Augenschein der äußeren Genitalien folgend – dem Kind ein anatomisches Geschlecht zugewiesen wird¹⁶. Von diesem Zeitpunkt an wird das Kind von seiner unmittelbaren Umgebung als Junge bzw. Mädchen wahrgenommen und so behandelt. Innerhalb

tigsten theoretischen Leistungen der frühen (durch die politische Frauenbewegung initiierten) Frauenforschung. Inzwischen hat sich auch im deutschen Sprachbereich der Begriff ‚Gender‘ bei der Thematisierung des Geschlechterverhältnisses in Wissenschaft und Politik durchgesetzt. ‚Gender‘ steht in der Diskussion heute für das Wissen um die soziokulturelle Produktion aller bedeutsamer Geschlechtsunterschiede und des Geschlechterverhältnisses insgesamt. Vgl. hierzu: Waltraud Wende, Artikel „Gender/ Geschlecht“ in: Renate Kroll (Hrsg.): Lexikon „Gender Studies / Geschlechterforschung“ Stuttgart / Weimar 2002, S. 141 f.

¹⁰ Das Material dazu ist inzwischen so umfangreich und diversifiziert, dass hier nur exemplarisch auf einen Bereich verwiesen wird: Vgl. für den Bereich Studium, Hochschule, Beruf: Aylâ Neusel & Angelika Wetterer (Hg.): *Vielfältige Verschiedenheiten*. Frankfurt 1999.

¹¹ Vgl. Birgit Rommelspacher (Hg.): *Behindertenfeindlichkeit : Ausgrenzungen und Vereinnahmungen*. Göttingen 1999.

¹² Vgl. Birgit Rommelspacher: *Dominanzkultur : Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin 1995; Paul Mecheril: *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit*. Münster 2003

¹³ Roland Aegerter, Miryam Eser Davolio & Ivo Nezel: *Sachbuch Rassismus : Informationen über Erscheinungsformen der Ausgrenzung*. 2., aktualisierte und überarb. Aufl. Zürich 2001

¹⁴ Vgl. Schirrmacher, Frank: *Das Methusalem-Komplott*. München 2004

¹⁵ Dieses Gedankenexperiment erlaubt uns, ausschließlich die soziokulturellen Praktiken zur Herstellung von Geschlecht in den Blick zu nehmen, ohne behaupten zu müssen, es gäbe keine relevante Körperlichkeit.

¹⁶ Die Hervorhebung dieses Kriteriums erfolgt nicht von ungefähr: Nach heutigem Wissensstand besteht das anatomische Geschlecht aus dem komplexen Zusammenspiel von genetischem, hormonellem und Keimdrüsen-geschlecht. Und nicht immer verläuft die Entwicklung auf allen drei Ebenen in dieselbe – entweder männliche oder weibliche – Richtung. In jedem Geburtsjahrgang gibt es einen einigermaßen konstanten (kleinen) Anteil von intersexuellen Menschen.

der ersten beiden Lebenswochen wird ein Familienangehöriger, in der Regel der Vater des Kindes, mit dieser Geburtsbescheinigung die standesamtliche Meldung der Geburt vornehmen, von nun an ist das Geschlecht des Kindes auch personenrechtlich festgeschrieben. Es wird im Weiteren bei allen in der Gesellschaft üblichen Maßnahmen – von der Vorsorge und den ersten Impfungen, über die Einordnung in eine Kindergartengruppe und den Einschulungstest bis zur Musterung und den Versicherungstarifen – geschlechtsspezifisch behandelt. Spätestens im Alter von drei oder vier Jahren wird unser Kind von sich aus ein deutliches Interesse zeigen sich eindeutig geschlechtlich zu positionieren; Mädchen wollen nicht mehr für einen Jungen gehalten werden, Jungen nicht mehr für ein Mädchen¹⁷. Das hat sicher zum einen damit zu tun, dass die dem Kind vertraute Umgebung ihm (durch Sprache, Kleidung, Gestaltung der Umgebung, durch das angebotene Spielzeug und die Bewertung des Spielverhaltens) sein Geschlecht auch nahegebracht hat. Mindestens gleichbedeutend ist aber auch, dass die gesamte soziale und kulturelle Umwelt des Kindes nicht geschlechtsneutral, sondern sexuiert ist: Personen, Stimmen, Räume, Verhaltensweisen und Kommunikationsabläufe können nur richtig eingeordnet werden, wenn auch die Geschlechtskonnotationen berücksichtigt werden – Geschlecht muss daher von jedem Kind auch als Wahrnehmungsmatrix gelernt und auf sich und andere angewendet werden.

Parallel bzw. darauf aufbauend gilt es sodann eine weitere Geschlechterlektion zu lernen, nämlich die eigenen Körperempfindungen und Gefühle als männlich bzw. weiblich zu benennen und zu gestalten. Viele Formen des geschlechtsspezifischen Spielverhaltens – z.B. das intensive Motorgebrumme kleiner Jungen beim Spielen mit Autos und Baggern – gehören in diesen Lernprozess.¹⁸ Die in der Pubertät zu leistende Wahrnehmung der sexuellen Impulse und Wünsche als geschlechtsspezifische sowie die Entwicklung einer sexuellen Orientierung (die Bestandteil der persönlichen Identität werden kann) bauen auf einem bereits sexuierten Körperempfinden auf.

Der ganze hier skizzierte Prozess der Erarbeitung einer Gender-Identität erfolgt in einer Umgebung von ausgearbeiteter Geschlechtersymbolik: Kunst, Literatur, Theater und Kino, Wirtschaft und Politik bedienen sich (vor allem in ihren Werbefeldzügen) kultureller Geschlechterbilder, sie arbeiten mit Geschlechtsmetaphern, entwickeln diese weiter und erfinden neue. Anders als die frühen Untersuchungen zur Geschlechtersozialisation, die eher von einem Formierungsprozess ausgegangen waren, ist heute deutlich, dass Geschlechtersozialisation in einer reichen Umgebung von variationsreichen symbolischen und pragmatischen Angeboten erfolgt. Akzent- und Schwerpunktsetzungen sind auf allen Entwicklungsstufen möglich, Anpassbarkeit wie Widerständigkeit, Klischeeverhaftung wie Ironisierung, Konventionalität wie Innovation – alles jedoch innerhalb derselben zweigeschlechtlichen Matrix, die – da mit Hierarchisierungen und Machtverhältnissen verknüpft – auch geschlechtsspezifische Benachteiligungen stabilisiert.

Hier Tabelle einfügen

¹⁷ Obwohl die meisten Menschen fest dran glauben – dies hat in bei Drei- bis Vierjährigen nichts mit der körperlichen Ausstattung der Kinder zu tun; Jungen und Mädchen unterscheiden sich in diesem Alter körperlich nur in den äußeren Genitalien eindeutig, und da sie in der Regel bekleidet herumlaufen, kommen „falsche“ Zuordnungen von fremden Kindern und Erwachsenen durchaus häufiger vor.

¹⁸ Vgl. Bronwyn Davies, Frösche und Schlangen und feministische Märchen. Hamburg 1992; Ruth Großmaß, Der Beitrag der Psychoanalyse zur Sozialisationstheorie. In: P&G 59/60 „Frauen und Psychologie IV“, 15.Jg., Heft 3/4 1991 S.51-72

Und wie lässt sich mit dieser Situation umgehen? Gilt es zu resignieren, die scheinbare Naturhaftigkeit hinzunehmen und sich damit zu arrangieren, dass die Ansatzpunkte für Geschlechterdiskriminierung und Benachteiligung von Frauen nicht aus der Welt zu schaffen sind? Schaut man in die aktuellen theoretischen Diskurse, dann lassen sich zwei Alternativen zu dieser häufig als Gelassenheit auftretenden Resignation ausmachen:

Die eine Richtung, in die heute diskutiert wird heißt: Dekonstruktion¹⁹. Damit ist ein Konzept gemeint, das eine Politik der Störung aller dem Handeln zugänglichen Geschlechterinszenierungen einfordert, auf der Ebene der Interaktion und bei der Produktion des Symbolischen – überall da, wo Geschlecht mit Bedeutung aufgeladen wird. Man könnte dieses Konzept radikalisieren und anstreben, Geschlecht auch als personenrechtlich relevantes Merkmal ganz zum Verschwinden zu bringen, was bedeutet: die Differenz männlich/ weiblich wird aus den standesamtlichen Registern sowie aus allen Urkunden und Ausweisen gestrichen – die Möglichkeit, Gender auf die Anatomie der Personen zu beziehen, wäre damit beendet. Was auf der Individualebene bliebe, wäre Erotik und Sexualität in vielfältigen Formen jenseits des Mann-Frau-Dualismus sowie (in der speziellen Situation der Fortpflanzung) eine situative Heterosexualität.²⁰

Schaut man sich die Auswirkungen der Diskussion um die Dekonstruktion von Geschlecht an, dann scheint es allerdings so, als sei das Konzept (ob in radikaler oder moderater Form) zwar theoretisch erhellend, weil es die Naturalisierung des Kulturellen überzeugend demontiert, habe aber politisch wenig Chancen. Und – bei genauem Hinsehen ist es wohl auch mit Risiken behaftet. Erfahrungen der Psychiatrie, das Salutogenese-Konzept Antonovskis²¹ und Untersuchungen zur Gewaltanfälligkeit von Jugendlichen zeigen, dass es nicht unproblematisch ist, die Individuen aus jeder Form sicherer Identitätsangebote zu entlassen. Sich situativ unterschiedlich zu positionieren und sich dabei angemessen (im Sinne von für andere verständlich) mitzuteilen, setzt ein hohes Maß an psychischer Sicherheit, sozialer Kompetenz und Reflexionsfähigkeit voraus, das nur unter sicheren äußeren Lebensbedingungen und bei relativ hohen Bildungsstandards überhaupt erreicht werden kann. Damit ist nicht gesagt, dass auf Geschlecht als ein solches Identifikationsangebot nicht verzichtet werden könnte; damit ist nur die Frage nach den Alternativen aufgeworfen sowie eine gewisse Skepsis nahegelegt, ob Identifikation, die nicht über ‚Geschlecht‘ läuft, letztendlich sehr viel unproblematischer sein würde.

Bleibt der Blick auf die zweite Alternative:

Diese glaubt nicht an die Lösung der Geschlechterfrage durch Auflösung der Geschlechter²², sondern setzt dem Doppelcharakter der Kategorie ‚Geschlecht‘ eine Doppelstrategie entgegen: Auf der politischen Ebene setzt sie auf eine kritische Öffentlichkeit, die faktisch vorhandene Diskriminierung aufdeckt und Gegenmaßnahmen einfordert. Verfolgt wird damit eine

¹⁹ Diese Umkehrung der Auffassung der sozialen Konstruktion von Geschlecht ist in der deutschen Diskussion durch Judith Butler (*Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York/ London 1990; dt. *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt 1991) angestoßen worden. Zum aktuellen Stand vgl.: Koppert, Claudia & Selders, Beate (Hrsg.): *Hand aufs dekonstruierte Herz. Verständigungsversuche in Zeiten der politisch-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen*. Königstein (Taunus) 2003.

²⁰ Wer sich so etwas gar nicht vorstellen kann, sei auf die Science-Fiction-Literatur verwiesen: vgl. Ursula LeGuin, *Der Winterplanet*. München 1974

²¹ s. Antonovsky, *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*, Tübingen 1997

²² s. hierzu: Hilge Landweer, *Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender-Debatte*. In: Gesa Lindemann & Theresa Wobbe (Hg.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht*. Frankfurt 1994, S. 147-176.

Strategie der Ablösung der zweigeschlechtlichen Matrix von gesellschaftlicher Macht und Hierarchie. Die aufmerksame, kritische Begleitung der Politik des Gender-Mainstreamings ist in dieser Perspektive genauso auf der Tagesordnung wie eine (vom erreichten Stand ausgehende) Weiterführung der Genderforschung. Kulturell setzt eine solche Perspektive auf eine Vervielfältigung der Geschlechterbilder und auf eine Verflüssigung der die realen Personen in ihren Möglichkeiten heute noch einschränkenden Geschlechtergrenzen: „Angesichts einer über zweitausendjährigen indoeuropäischen Verfolgungsgeschichte von Minderheiten, die aufgrund ihrer sexuellen Präferenzen wie aufgrund eines ihrem Geschlecht unangemessenen Habitus²³ verfolgt und ausgerottet wurden (...), scheint eine Strategie erfolgversprechender, die zunächst mehrere, sehr verschiedene Rollen für jedes der beiden (Reproduktions-)Geschlechter vorgibt und auf solcherart erreichbare, größer werdende Überschneidungssegmente abzielt, die gesellschaftlich positiv sanktioniert sind. Überschreiten und schrittweises Auflösen dieser sozialen Grenzen wird sich dann für viele Bereiche von selbst ergeben – und auch aktiv vorangetrieben werden können. ... Obwohl wir dafür plädieren, in den realen soziokulturellen Veränderungen von den beiden Reproduktionsgeschlechtern auszugehen, ist doch auf der bildlichen Ebene ... die Auseinandersetzung mit einem möglichen Dritten (in diesem Fall Geschlecht) so produktiv und anregend, daß eine intensivere inhaltliche Auseinandersetzung und Ausarbeitung solcher kulturellen Nischen/ Visionen nur als nützlich empfohlen werden kann.“²³

²³ Christiane Schmerl & Ruth Großmaß, Menschlichkeitsbilder oder Geschlechterdivisionen? Eine Plünderung des feministischen Familienalbums. In: Dies. (Hrsg.): Leitbilder, Vexierbilder und Bildstörungen. Über die Orientierungsleistung von Bildern in der feministischen Geschlechterdebatte. Frankfurt 1996, S. 267-326, 293